

Jörg Volbers

7 Subjektivierung der Erfahrung. Zu Deweys Rekonstruktion der Subjektivität

(Zum sechsten Kapitel)

7.1 Einleitung

In den gegenwärtigen Kultur- und Geisteswissenschaften besteht ein weitreichender Konsens, dass die traditionelle Philosophie des Subjekts keine gangbare Option mehr darstellt. In seinem klassischen, insbesondere bei Kant kanonisch formulierten Verständnis ist das Subjekt etwas, das aller Erfahrung *zugrunde* liegt. Diese Annahme wird heute kaum mehr verteidigt. Entgegen einer vor allem außerhalb der Philosophie verbreiteten Wahrnehmung ist diese „Subjektkritik“ allerdings kein Alleinstellungsmerkmal der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Heute prominent mit dieser Kritik verbundene Namen wie Foucault, Derrida, Butler oder Heidegger stehen selbst bereits in einer langen Tradition, zu der Spinoza und Hobbes ebenso zu zählen sind wie Hegel, Nietzsche und Freud. Ihr gemeinsamer Abstoßungspunkt ist die kartesische Annahme, das „Subjekt“ bezeichne eine Struktur oder Instanz, deren Zustände jenseits aller Zweifel lägen, dadurch jedem historischen Wandel standhalte und sich somit als ein Reflexionsthema anbietet, von dem aus das menschliche Welt- und Selbstverhältnis vollständig rekonstruiert werden könne.

Auch der klassische amerikanische Pragmatismus ist in diese subjektkritische Tradition einzureihen (Bernstein, 2010; Colapietro, 1990). In dem hier zu besprechenden Kapitel von *Erfahrung und Natur* findet sich eine durchaus repräsentative Darstellung von Deweys Position. Für ihn steht im Vordergrund, dass die Subjektphilosophie eine Trennwand zwischen Welt und Selbst errichtet, die Handeln und Denken kategorisch voneinander isoliert. Dies hält Dewey für eine „Absurdität“ (EN 184, dt. 232). Der Einfluss Hegels ist hier unverkennbar: Das Problem dieser Grenzziehung der Subjektphilosophie besteht für Dewey vor allem darin, dass sie die Möglichkeit einer Entwicklung geistiger Kategorien nicht mehr zu denken erlaubt.¹ Im Grunde begeht die Subjektphilosophie den Fehler, den Dewey im ersten Kapitel als „Intellektualismus“ kritisiert: Das Postulat des Subjekts verklärt eine reflexiv gewonnene Beschreibung des menschlichen Weltver-

¹ Zu Hegels Kritik an Kant und am Empirismus vgl. Sedgwick 2012.

hältnisses zu einem ahistorischen Grund der Erfahrung überhaupt. Auf diese Weise wird ausgeblendet, dass dieses Weltverhältnis eine Geschichte hat. Das Problem der meisten dieser mit dem Subjektbegriff verbundenen Reflexionen ist, dass sie etwas ahistorisch fixieren oder gar aus der Geschichte „herausnehmen“ wollen, was tatsächlich auch eine Vergangenheit und Zukunft hat.

Während diese Diagnose heute kaum Originalität beanspruchen kann, zeichnet sich Deweys Position durch die Art und Weise aus, wie er seine „Subjektkritik“ theoretisch einbettet. Hier zeigt sich ein Aspekt, der sowohl genuin pragmatistisch als auch gegenwärtig anschlussfähig ist: Dewey begreift die Kritik am Subjekt als den Weg zu einer *weiteren* Befreiung des Individuums und seiner Handlungsmöglichkeiten. Dewey wendet der Subjektphilosophie also keineswegs einfach den Rücken zu (was freilich von Autoren wie Hegel oder Foucault auch nicht behauptet werden kann). Er räumt ihr einen kritischen Gehalt ein, den es zu bewahren gilt. Die Philosophie des Subjekts ist für ihn Ausdruck einer Emanzipation des Individuums von Natur, Tradition und Gesellschaft, die Dewey schätzt und verteidigen möchte. Das Problem ist jedoch, dass ihre falsche Begrifflichkeit einer weiteren Entfaltung dieses kritischen und produktiven Potenzials im Wege steht. Deweys Subjektkritik ist also eine Kritik *im Namen* der subjektiven Selbstermächtigung zur Kritik, wie sie seit der Neuzeit unter dem Titel der „Subjektphilosophie“ versammelt ist.

Ich werde im Folgenden deshalb den Ausdruck der „Subjektkritik“ meiden, da er eine Opposition zur Moderne suggeriert, die Dewey nicht unterstellt werden kann. Er hält die modernen Institutionen der Politik, der Wissenschaft und des Handels für eine „Befreiung“ (EN 174, dt. 220). Und auch, wenn das Buch *Erfahrung und Natur* zum Ziel hat, die moderne Entfremdung des Menschen von der Natur zu bekämpfen, führt er diese Entwicklung nicht monokausal auf „das“ Subjekt zurück. In den Begriffen der Subjektphilosophie wird vielmehr eine kulturelle Praxis reflektiert, deren emanzipatorisches Potenzial Dewey an anderer Stelle verortet: Die Neuzeit entdeckt nicht das Subjekt, sondern setzt das *Individuum* frei. Anerkennung und Wertschätzung des Besonderen, des Individuellen, des Einzelnen ist in Deweys Augen das Signum der Moderne, und die modernen Institutionen sind eine Befreiung, weil sie abweichende Individualität, die Differenz zum Bestehenden, zu schätzen gelernt haben, anstatt sie zu unterdrücken. Für Dewey ist in der Gesellschaft, wie auch in der Wissenschaft, der Fortschritt auf diese Anerkennung des Individuellen in seiner Individualität zurückzuführen. Das Individuelle gilt nicht mehr als bloße Abweichung von der Norm, sondern wird als eine eigenständige Kraft der Veränderung anerkannt: Ob im Darwinismus, wo allgemeine Arten sich aus individuellen Abweichungen ergeben; in den Naturwissenschaften, wo neue Erfahrungen gesucht werden, um Theorien zu verändern;

oder in der Gesellschaft, wo die *eigene* Stimme politische und moralische Relevanz hat.

Diese Interpretation der Moderne als eine *Freisetzung* der Individualität wäre schon für sich eine Diskussion wert. Doch ich werde mich vor allem der systematischen Argumentation zuwenden, mit der Dewey diese Deutung unterfüttert. Konkret finden sich vor allem zwei Argumentationsstrategien in seinen Darlegungen. Zum einen rekonstruiert Dewey den positiven Gehalt, den er dem Subjektbegriff zuerkennt, in Begriffen der *Praxis*. Klassisch wird das kritische Potenzial subjektiver Rationalität dadurch begründet, dass das Subjekt im Stande ist, sich auf sich selbst reflexiv zu beziehen – ein Selbstbezug, der seit Descartes als ein Bezug des *Denkens* diskutiert wird: Ich denke, also bin ich (ein Subjekt). Dewey nun entwickelt ein Konzept des Denkens, das diese Reflexivität dezidiert als eine Praxis begreift – als einen *materiell* verankerten, *raumzeitlichen* Prozess, in dem der Mensch nur ein „Faktor“ (EN 184, dt. 232) unter vielen ist. Auf diese Weise formuliert Dewey das zentrale Argument, das die Subjektphilosophie für sich reklamiert, pragmatistisch um. Aus dem „Ich denke“ der Tradition wird das praktisch ausgreifende „Ich handle“ der „Untersuchung“, der *inquiry*.

Mit dieser Umformulierung freilich kommt das Subjekt in dem emphatischen Sinne, wie es die Tradition verteidigt, nicht mehr in den Blick. Die Praxis der *inquiry* ist weder spezifisch innerlich noch zwingend individuell. Deweys zweiter argumentativer Hauptzug besteht entsprechend in der These, dass der Subjektbegriff der Tradition eine historisch gewachsene und praktisch institutionalisierte *Interpretation* dieser Praxis des Denkens ist. Hinter dem „Ich denke“ der Subjektphilosophie steht in Deweys Perspektive ein Selbstverständnis, das durchaus produktiv und wertvoll ist: Indem das Individuum sich als Subjekt des Handelns und Denkens begreift, übernimmt es Verantwortung für die dadurch bewirkten Ereignisse. Indem es die Erfahrungen dezidiert seinem Urteil und seinen Bemühungen der Kontrolle unterstellt, räumt das Individuum sich die Möglichkeit ein, auf sie kritisch Einfluss zu nehmen. Es ist die bewusste Anerkennung dieses Schrittes, mit dem sich das Selbst vom Einfluss der Tradition und der Natur emanzipiert. Das Individuum bindet sich an die Erfahrung und ihren Verlauf, es versteht *sich selbst* – seine Möglichkeiten, seine Überzeugungen, seine Gefühle – durch sie. „Tadel und Lob“, so formuliert es Dewey, kommen nicht mehr von „der Natur, der eigenen Familie, der Kirche oder dem Staat“ (EN 180, dt. 227), sondern von einem selbst. Dadurch wird die Erfahrung in einem vertieften Sinne zu etwas,

was für das Individuum von Bedeutung ist. Die Erfahrung wird – in einigen ihrer Aspekte – subjektiviert.²

Das Besondere an dieser subjektiven Selbstermächtigung, wie Dewey sie konzipiert, ist, dass sie *gerade dadurch* funktioniert, dass sie nie völlig eingelöst werden kann. Das Denken im pragmatistischen Sinne ist eine experimentelle Praxis, deren wesentliches Merkmal darin besteht, dass sie aktiv nach neuen, bisher unbekanntem Konsequenzen des eigenen Handelns sucht. Aus ihnen zieht diese Praxis ihren Erkenntnisgewinn. Diese riskante Offenheit schlägt entsprechend auch auf die Subjektivierung der Erfahrung durch, wie sie Dewey beschreibt. Der Selbstbezug, der Anspruch auf Kontrolle und Kritik der Erfahrung, wird durch die Ereignisse unterlaufen werden. Ihm haftet immer etwas Illusorisches an, insofern kein Ereignis, wie Dewey anmerkt, jemals nur *eine* Ursache hat (also etwa „das Subjekt“) (EN 180, dt. 228). Die subjektivierende Selbstbindung ist immer eine Festlegung unter vielen, die zahlreiche andere Ursachen im Fluss des Geschehens ausblenden muss. Deweys zentrale These ist aber, dass eben diese performative – gewissermaßen heroische – Dimension der Subjektivierung erst das kritische Potenzial freigesetzt hat, das die Moderne kennzeichne. Denn erst diese Festlegung, so einseitig sie auch sein mag, eröffnet die Möglichkeit, intelligent zu handeln und aus den Konsequenzen dieses Handelns reflexiv zu lernen. Deweys Philosophie folgt hier Hegels Ratschlag, dass die „Furcht zu irren schon der Irrtum selbst“ sei (Hegel 1993, 69). Erst die notwendig sich dem Irrtum öffnenden, auf die Zukunft hin entwerfende Stellungnahme zur Erfahrung schafft die Möglichkeit, ein Selbst in dem von der Subjektphilosophie avisiertem Sinne auszubilden.

Die folgenden Ausführungen werden diese Skizze vertiefen und im Text belegen. Ich werde zuerst (1.) Deweys naturphilosophische Ansicht erläutern, dass die Natur *wesentlich* als eine Natur im Wandel, mithin also prozessual, zu verstehen ist. In diesem Bild kommt (2.) dem Individuum eine besondere Rolle zu, da die individuellen Existenzen gewissermaßen Haltepunkte im Werden der Natur anbieten, mögliche „Zentren der Erfahrung“, wie Dewey es formuliert. Subjektivität wird dann verständlich als eine reflexive Vertiefung dieser Individualität, die allem Natürlichen anhaftet. Diese Vertiefung geschieht, wie ich dann (3.) ausführen werde, durch das pragmatistische „Ich handle“, dass alles Denken begleitet, und führt schließlich (4.) zu der skizzierten riskanten Struktur eines Subjekts, das sich auf eine Zukunft hin entwirft, die sich ihm konstitutiv entzieht.

² Eine Übersicht zum aktuellen Diskurs der Subjektivierung, der v. a. von Foucault ausgeht, vgl. die Beiträge in Alkemeyer u. a. 2013.

7.2 Eine Welt der Relationen

Deweys Grundannahme ist, dass die sich in der Subjektphilosophie artikulierende „scharfe Trennung zwischen dem Geist und der natürlichen Welt“ (EN 30, dt. 40, mod. J.V.) aufzugeben ist zugunsten einer, wie ich es nennen möchte, *prozessualen* Sicht auf die Natur (vgl. auch EN 92, dt. 117). In dieser Perspektive steht alles, was existiert, in einem dynamisch sich wandelnden Netz von Beziehungen und Kräften. In dieser Sicht ist Veränderung der Normalfall und Stabilität eine Erlungenschaft, die nur gegen Widerstände durchgesetzt werden kann.

Bereits die Einleitung von *Erfahrung und Natur* nimmt diese Perspektive ein. Der ständige Fluss des Handelns und Leidens, den Dewey „Primärerfahrung“ nennt, wird beschrieben als eine ungefilterte Abfolge von Dingen und Ereignissen, aus der erst in der reflexiven „Analyse des Erfahrungsprozesses“ (EN 21, dt. 28) stabile Objekte und Verhältnisse gewonnen werden. Ein tragfähiger Umgang mit der Welt muss diesem Prozess immer erst noch abgerungen werden. Das effektivste Mittel zur Kontrolle der Erfahrung ist für Dewey das Wissen. Es erlaubt am besten, Konsequenzen abzuschätzen und damit stabile Erwartungen auszubilden. Die Primärerfahrung kennt solche stabilen Fixpunkte aber noch nicht, oder nur in unreflektierter, zur körperlichen Gewohnheit geronnenen Form. Hier ist jedes Ereignis das, was es ist, und erhält seine Bedeutung nur durch die weitere unvermeidliche Verkettung mit anderen Ereignissen.

Im vorliegenden Kapitel zeigt sich diese prozessuale Perspektive vor allem in der Beschreibung der Natur in Begriffen, die bewusst jede Konnotation mit dem klassisch-idealistischen Begriff des „Geistes“ (*mind*) meiden. Die Wirklichkeit wird beschrieben als ein „Netz von bestehenden Kräften“, von „Ereignissen“ und „Veränderungen“, die durch „Energien“ gelenkt werden (EN 168, 183, 181, 187, dt. 212, 231, 229, 236). Dieses Netz wird holistisch gedacht. Alle Ereignisse sind durch die Beziehungen bestimmt, die sie mit anderen Ereignissen eingehen, und gewinnen *nur* durch diese Einbettung in einen Kontext von Beziehungen an Konkretion. Der stete Wandel der Natur ist daher auch ein Werden. Die Ereignisse sind unabgeschlossen und verändern sich durch die Beziehungen, die sie eingehen.

Dewey verdeutlicht diesen Gedanken am Beispiel des Feuers. Das Feuer ist, für sich genommen, „das, was es ist“ (EN 181, dt. 229). Als isoliertes Ereignis kann über das Feuer nicht mehr ausgesagt werden, als dass es existiert; „einzig seine ‚Washeit‘ [ist] von Interesse“ (EN 181, dt. 229), also seine unbestimmte Qualität. Erst der effektive praktische Umgang mit dem Feuer verleiht ihm Konkretion. Je mehr wir das Feuer *verwenden* lernen, desto mehr Beziehungen ergeben sich, die auf unser Verständnis des Feuers zurückschlagen. Das Feuer ist nicht mehr einfach da, sondern lässt sich kontrollieren, löschen oder gar bewusst herstellen. Es

wandelt sich von einem furchteinflößenden, gleichsam magischen Objekt zu einer abstrakten chemischen Reaktion.

Die neu gewonnenen Beziehungen sind das Produkt eines Eingriffes und damit *selbst* eine Veränderung. Die Beziehungen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt die Bedeutung des Feuers bestimmen, müssen immer erst praktisch hergestellt und stabilisiert werden. Dadurch sind sie nie eine rein passive Entdeckung. Sie sind immer auch eine *Festlegung* auf einen Kontext, eine aktive Kontextualisierung, die bestimmte Aspekte des Feuers hervorhebt, andere ausblendet und neue Verbindungen – wie etwa die erst von Lavoisier entdeckte Beziehung zwischen Feuer und Sauerstoff – hinzufügt. Entdeckung und Konstruktion gehen hier Hand in Hand.³

Wichtig ist, dass diese Logik der Verkettung kein Ende findet. Reflexion, also das Nachdenken *über* bestehende Beziehungen, ist selbst nur eine weitere Praxis des In-Beziehung-Setzens. Jede praktisch konstituierte Beziehung kann nur dadurch interpretiert werden, dass sie wiederum in andere – mutmaßlich neue – Beziehungen gestellt wird: „Wenn ein Sachverhalt wahrgenommen wird, ist das Wahrnehmen-eines-Sachverhaltes ein weiterer Sachverhalt“ (EN 85, dt. 108). Diese infinite Logik der Verkettung nimmt deutlich Anleihen bei Peirces Semiotik, der zufolge ein Zeichen nur durch *weitere* Zeichen interpretiert werden kann (LW 15, 141–152; Nagl 1992). Das Werden der Natur wird durch die Reflexion nicht unterbrochen, sondern fortgeführt.

7.3 Natürliche Individualität

Veränderung, so der Grundgedanke, findet immer statt. Vor diesem Hintergrund des steten Wandels und der Vielfalt der Beziehungen führt Dewey gleich am Anfang des Kapitels den Begriff des „Individuums“ ein. Der Begriff hat theoriestrategisch die Funktion, einen Anker in diesen Fluss des Werdens zu werfen. Alles Werden ist relational, aber nicht jede Beziehung ist gleich. Sie kann immer von unterschiedlichen Standpunkten betrachtet werden, die Dewey mit dem Begriff des Individuums markiert. Bestimmte Ereignisse treten hervor, da sie für das Individuum relevant sind, während andere in den Hintergrund treten. Dies gelte sowohl für Organismen wie für „Atome und Moleküle“ (EN 163, dt. 205). Alle Existenzen gehen mit einigen Ereignissen eine besondere Beziehung ein, während

³ In der Tradition, die Taylor die „Herder-Humboldt-Hegel“-Tradition nennt, Taylor 1988, wird dies die Praxis der *Artikulation* genannt. Matthias Jung zeigt ausführlich, dass Dewey Handeln und Denken als artikulative Praktiken begreift. Jung 2014.

andere für sie völlig irrelevant sind. Eisen rostet bei Wasser, reagiert aber nicht auf die Schallwellen, denen es ausgesetzt wird. Für Menschen wiederum ist Schall zentral für die Kommunikation und daher bedeutsam, Ultraschall jedoch verhallt unbemerkt.

Mit anderen Worten: Alle Dinge, Ereignisse und Organismen haben eine individuelle Beziehung zur Welt. Eine Metapher, mit der Dewey diese natürlich gegebene Individualität beschreibt, ist die *Zentrierung*. Alle Lebewesen zeigen „Vorlieben und Selbstzentriertheit“ (EN 163, dt. 205); sie seien „individuelle Handlungszentren“ (EN 190, dt. 239). Subjektivität, wie Dewey sie begreift, ist demnach ein individualisiertes Weltverhältnis. Das Subjekt wird von Dewey verstanden als ein „distinktes Zentrum des Begehrens, Denkens und Strebens“ (EN 168, dt. 213, mod. J.V.). Die Metaphorik des Zentrums lässt offen, *wie* dieses Begehren und Denken geformt ist; entscheidend ist, dass es sich um die individuelle Existenz bündelt.

Dewey verteidigt damit nicht den klassischen liberalen Individualismus, der die Person von allen gesellschaftlichen Verhältnissen abtrennt: Ihren *Formen* nach ist diese Subjektivität in kulturelle und natürliche Prozesse eingebettet, weil nur praktisch etablierte Zeichenverwendungen und Handlungsweisen (*habits*) überhaupt erst stabile Sinnzusammenhänge schaffen. Doch Dewey will, bei aller Kritik, eben die sich im Subjektbegriff ausdrückende Intuition bewahren, dass Denken, Handeln und Erfahrung immer *relativ* zu einem Individuum, zu einer Person sind – sie sind *für uns* (Hegel), *pour soi* (Sartre) oder *je meine* (Heidegger). Erst so wird Kritik denkbar, die ja selbst dann, wenn sie mit allgemeinen Begriffen operiert, sich aus einer individualisierten Perspektive gegen das bestehende Verständnis richtet.

Nun ist die von Dewey behauptete Zentrierung der Erfahrung freilich noch kein vollwertiges Äquivalent für die Annahme, dass Subjektivität einen irreduziblen Selbstbezug aufweist. Gerade das „Ich denke“, das – wie Kant behauptet hat – alle subjektiven Vorstellungen begleiten können muss, ist mehr als eine individuelle Perspektive. Es soll eine allgemeine Form beschreiben, in die sich alle Erfahrung fügen muss, um für das Individuum reflexiv zugänglich zu sein. Wenn Dewey wirklich den Gedanken subjektiver Kritik und Emanzipation bewahren will, kann die bloße Feststellung individuell zentrierter Erfahrung daher nur ein Anfang sein. Ein reformulierter Begriff der Subjektivität muss die im subjektiven Selbstbezug formulierte Reflexivität bewahren. Während die individuelle Zentrierung ein je besonderes Verhältnis zu den Ereignissen der *Welt* ausdrückt, beschreibt der subjektive Selbstbezug nämlich weitergehend ein Verhältnis zu *diesem* Verhältnis. Das Selbst wird relevant als Inbegriff des Weltverhältnisses, als Subjekt eben, zu dem sich das Individuum wiederum reflexiv verhalten können soll.

Dieser Unterschied wird noch einmal deutlich mit Blick auf die organische Basis der Selbstbeziehung. Während bei Atomen und Molekülen die Individualität nur *von außen* zugeschrieben werden kann, verfügen lebendige Organismen über die „zentrierte“ Fähigkeit der *Selbstregulierung*. Selbstkoordination ist zentral für das organische Überleben und steht daher am Anfang einer naturalistischen Ausdeutung des Verhältnisses von Körper und Geist.⁴ Ein Organismus hat ein *individuelles* Weltverhältnis in dem Sinne, dass er die Fähigkeit besitzt, auf Ereignisse gezielt Einfluss zu nehmen bzw. zu reagieren, d. h. seine Weltverhältnisse zu steuern; sie stoßen ihm nicht einfach nur zu.

Doch die Subjektphilosophie hat mit dem „Ich denke“ Weitergehendes im Blick. Ihr geht es beim Selbstbezug nicht einfach nur um die Fähigkeit, sich zu koordinieren. Ihr geht es um eine reflexive *Identifikation* dieser Fähigkeit, um eine bewusste Bestimmung der Möglichkeiten des eigenen Tuns und Handelns (Menke 2003). Aus dieser Selbstbesinnung heraus leitet die Subjektphilosophie ihren starken Anspruch auf *Kritik* ab, den sich Dewey ebenfalls erhalten will. Ein Subjekt, das sich seiner Fähigkeiten gewiss ist, weiß, woran sein Handeln und Tun zu messen ist. Es emanzipiert sich, insofern es über eigene Maßstäbe verfügt. Es kann beurteilen, ob es seine Fähigkeiten *richtig* ausübt – und dies, so die Idee, unabhängig von äußeren Einflüssen und Vorgaben, wie etwa der Tradition.

Der Hinweis auf die Selbstkoordination alles Lebendigen ist somit noch kein adäquater Ersatz für die *Freiheit*, die mit dem klassischen Subjektbegriff verbunden ist und die Dewey ja (wenn auch transformiert) bewahren möchte. Deweys Naturalismus kann zwar davon profitieren, dass Organismen einen gewissen Grad an Reflexivität aufweisen: Sie müssen zwischen dem organischen „Selbst“ und der Umwelt unterscheiden lernen, um zu überleben. Doch diese Unterscheidung bleibt beim Organismus noch implizit, sie ist noch nicht *als* Unterscheidung thematisch. Um den individuellen Selbstbezug als Subjektivität im vollem Sinne zu rekonstruieren, muss gezeigt werden, wie diese Unterscheidung zwischen Selbstbezug und Fremdbezug als solche in den Blick kommt.

7.4 Denken als Handeln

Der Weg zu einer solchen Revision des subjektiven Selbstbezugs führt über die pragmatistische Neufassung des Denkens. Sie orientiert sich an den experimentellen Wissenschaften. Wenn Dewey vom „Denken“ spricht, dann meint er keinen kognitiven „inneren“ Vorgang, sondern eine am Vorbild des Experiments mo-

4 Vgl. den Beitrag von Marc Rölli (in diesem Band) zu dem Kapitel 7 von *Erfahrung und Natur*.

dellierte materielle Praxis. Meist bezeichnet Dewey diese Praxis auch schlicht als „Untersuchung“, als *inquiry*. Diese Praxis ist raumzeitlich situiert und bezieht die beteiligten Körper und die Gefühle der Partizipanten ebenso mit ein wie Symbole und Apparate. Die These, dass Denken als eine solche Praxis des Untersuchens begriffen werden muss, ist ein Kernbestand der pragmatistischen Tradition und hat ihren Ursprung bei Peirce (Peirce 1992).

Für die hier verfolgte Frage nach einer Alternative zum subjektiven Selbstbezug ist vor allem interessant, dass in dieser Praxis des Denkens das Verhältnis zur Welt in der soeben beschriebenen Form reflexiv thematisch wird. So schon bei ihrem Ausgangspunkt: Die Untersuchung beginnt, wenn die eingesetzten Mittel und Wege nicht die von uns erwarteten Konsequenzen zeitigen. Damit rückt bereits das Verhältnis zur Welt *als* Verhältnis in den Blick, und zwar negativ. Es stellen sich Zweifel und Ungewissheiten ein, die (noch) nicht eindeutig auf den Weltbezug oder Selbstbezug zurückführbar sind. Es ist nicht klar, was eigentlich das Problem ist, und die Praxis der Problemlösung (die *inquiry*) beginnt damit, dass diese diffuse Situation überhaupt erst *als* Problem näher bestimmt und damit handhabbar wird (LW 12).

Das Experiment ist nun in zwei Hinsichten eine ganz besondere Art und Weise, auf solche Problemsituationen einzugehen. Zum einen ist festzuhalten, dass das Experiment die erlebte *Unbestimmtheit* nicht zu verdrängen oder zu leugnen versucht. Das Experiment greift sie vielmehr positiv auf, um aus der erlebten Not eine Tugend zu machen. Da das Problem darin besteht, dass die eingesetzten Mittel zu unerwarteten Konsequenzen führen, liegt die Lösung darin, solche Konsequenzen eben bewusst und unter Beobachtung zu provozieren. Das Experiment arbeitet *mit* dem ständigen Wandel der Erfahrung, anstatt sich ihm entgegen zu stellen. Es nutzt die Kontingenz der Erfahrung als Erkenntnismittel. Es verändert gezielt die Bedingungen, etwa die Apparate, aber auch die Begriffe oder die Praktiken, um zu prüfen, welche neuen und unerwarteten Konsequenzen diese Veränderungen nach sich ziehen werden. Das Experiment integriert den Wandel der Natur zu Zwecken der Erkenntnis in die eigene intelligente Praxis.

Das zweite wichtige Merkmal des Experiments ist seine *Reflexivität*. Mit den bewussten Eingriffen werden immer auch zugleich die eigenen Verständnisse auf die Probe gestellt: Tritt tatsächlich das ein, was wir erwartet haben? Die *inquiry* ist eine reflexive Klärung dessen, was es heißt, dieses oder jenes zu tun, zu erwarten, zu glauben, und modifiziert damit in eins den Welt- und Selbstbezug. Das Ende der so verstandenen Praxis des Denkens ist eine „geklärte“ (Dewey) Situation, in der die Welt ebenso verändert wurde wie unser Verständnis dessen, was die eigenen Handlungen und Eingriffe bewirken.

In dieser pragmatistischen Umformulierung verliert das Denken die einheitliche Form eines durchgängig transparenten Selbstbezugs. Im experimentellen

Paradigma ist das Denken gerade dann, wenn es effektiv sein soll, nicht mehr durchgängig für das Subjekt verständlich. Sein Ausgangspunkt ist ja immer ein *Problem*, also etwas, was gerade noch nicht verstanden wird; sein *modus operandi* ist die bewusste Provokation des Neuen, Unerwarteten und Überraschenden. Dieses Aufbrechen der geschlossenen Kreisstruktur des denkenden Selbstbezugs ist die eigentliche Überwindung der Subjektphilosophie: Das Denken zielt *konstitutiv* auf „Versuche oder Experimente, die ohne Garantie sind und die das Risiko der Verschwendung, des Verlusts und des Irrtums mit sich führen“ (EN 172, dt. 218). Nur in diesem genuin riskanten Akt steckt das Potenzial, auch wirklich auf qualitativ neue Zusammenhänge und Einsichten zu stoßen, und nur in dieser intransparenten Offenheit ist das Denken bei sich.

Freilich ist weder alles Denken noch jedes Experiment so revolutionär wie das bisher hier in den Mittelpunkt gestellte Schema. Oft denken wir gar nicht, folgen nur den etablierten Gewohnheiten; und wenn wir denken, dann nur vor dem Hintergrund „überlieferter Objekte und Wesenheiten“ (EN 172, dt. 217), deren Beziehungen weiter erkundet werden. Und viele Experimente „führen“ nur schon wohl etablierte Theorien zu pädagogischen Zwecken „auf“ im Sinne einer Selbstvergewisserung des Etablierten. Nicht alles Denken – so Dewey mit einem typischen, da die Moderne affirmierenden, Vergleich – ist von der Art der „Erfindung der Dampflokomotive“ (EN 171, dt. 216), also genuin innovativ. Insbesondere müssen sich überhaupt erst feste organische und kollektive Gewohnheiten *entwickeln*, bevor die Praxis des Denkens zu einem Umsturz der festgefahrenen Formen des Verstehens führen kann. Doch sowohl kulturhistorisch als auch evolutionär ist es nötig gewesen, so Deweys Überzeugung, zu irgendeinem Zeitpunkt neue Weisen des Verstehens – also neue Praktiken, Handlungsweisen und Bedeutungen – zu etablieren. Ohne diese vergangenen Innovationen gäbe es heute „keine *Objekte* zu sehen, keine Bedeutungen zu begreifen“ (EN 172, dt. 217).

7.5 Riskante Subjektivierung

Die eigentliche Subjektivierung der Erfahrung setzt bei dieser riskanten Struktur an, die alle lebendige Koordination im Allgemeinen und die reflexive *inquiry* im Besonderen prägt. Wie schon erwähnt, kann bereits bei Organismen eine fort-dauernde Selbstregulierung unterstellt werden, die eine Unterscheidung zwischen sich und der Umwelt trifft. Auch bei dieser Selbstregulierung kommt es bereits zu Krisen, zu Schwierigkeiten, die gemeistert werden müssen. Doch beim Menschen ist die Praxis der Problemlösung auf eine ganz besondere Weise offen: Die Untersuchung muss sich nicht auf bereits vorhandene Mittel und Umstände be-

schränken, sondern kann *neue* Ansätze, Werkzeuge und Formen des Verstehens etablieren. Der Mensch ist für Dewey ein Wesen, das von Natur aus kein festes Wesen hat, ein „nicht festgestelltes Tier“, wie es Nietzsche nennt. Das bedeutet für den Pragmatisten vor allem, dass sich dadurch das Potenzial zur Problemlösung enorm ausweitet: Es können kreativ neue Mittel und Wahrnehmungsweisen eingeführt werden, die genuin andere Zugriffe eröffnen, und es können Beziehungen zu Situationen oder Praktiken gestiftet werden, die auf dem ersten Blick mit dem Problem in keinen Zusammenhang stehen. Peirce hat diese Form des kreativen Schließens als *Abduktion* bezeichnet, und sie stellt das von Dewey in Anspruch genommene Prinzip in Reinform dar: Im Unterschied zum induktiven Schluss, der das Gegebene verallgemeinert, ist der abduktive Schluss ein kreativer Akt, eine Konjektur, die Thesen und damit Zusammenhänge *errät*, die sich dann als sinnvoll erweisen (Wirth 2003).

Das Selbst, wie es bei der Subjektphilosophie im Vordergrund steht, wird also in Deweys Rekonstruktion vor allem dann thematisch, wenn *offen* ist, wie es sich zu sich selbst verhalten sollte. Im Normalfall, wenn die Welt keine großen Hindernisse bietet, fällt die temporale und reflexive Struktur der Erfahrung nicht ins Gewicht. Selbst und Welt greifen stabil ineinander: Das „Individuum (ist) in seiner Welt zu Hause“, da die Umwelt seinen Handlungen ständig „Unterstützung gewährt“ (EN 188, dt. 237). Infolge eines langen wechselseitigen Anpassungsprozesses werden kaum noch größere Widerstände erfahren. Doch es kommt unweigerlich der Moment, wo dieser selbstverständliche Fluss der Erfahrung empfindlich gestört wird. Die koordinierenden Aktivitäten greifen nicht mehr, erzeugen unerwartete Konsequenzen oder stoßen auf unbekannte Hindernisse: Das Individuum liegt „mit seiner Umgebung über Kreuz“ (EN 188, dt. 238).

Erst in diesem Moment wird der von der Subjektphilosophie thematisierte Unterschied erfahrbar.⁵ Solange die Praxis im stabilen Fließgleichgewicht ist, spielen alle beteiligten Faktoren mehr oder weniger bruchlos zusammen. Sobald diese Praxis gestört ist, wird es aber wichtig, einzelne Ursachen und Zusammenhänge zu lokalisieren. Dies öffnet den Raum für die emphatische reflexive Stellungnahme des Selbst zur Erfahrung, zu jener Reflexivität also, die von der Tradition in den Mittelpunkt gestellt wird. Sich als Subjekt des Denkens, Fühlens und Handelns zu begreifen, bedeutet dann, in Deweys Rekonstruktion, sich als

⁵ In Kapitel 8 erläutert Dewey entsprechend das Bewusstsein als eine Wahrnehmung von Veränderungen mit ungewissen Folgen: „Die Aufmerksamkeit ist am wachsten und gespanntesten dann, wenn man sich in einer ungewöhnlichen Situation befindet und ein starkes Interesse am Ergebnis mit der Unsicherheit über den Ausgang verbindet“. EN 235, dt. 296. Man bemerke, wie Dewey in diesem die Erfahrung der Ungewissheit immer zugleich auch am reflexiven Interesse an den weiteren Verlauf der Erfahrung bindet.

eine relevante Ursache der Erfahrung zu begreifen und der *Form* dieses Einflusses nachzugehen. Die Erfahrungen werden als die Folgen des eigenen Handelns, Fühlens und Denkens begriffen, als das – freilich immer nur partielle – Produkt einer subjektiven Verfasstheit. Mit dieser Stellungnahme nimmt das Selbst in Anspruch, dass es auf diese Erfahrungen auch reflexiv Einfluss nehmen kann, durch eine Veränderung des Selbst. Wir können uns selbst und unser Weltverhältnis kritisch neu bestimmen, indem wir auf das eigene Denken, Handeln und Fühlen reflektieren – und so lautet dann auch das traditionelle Versprechen der Subjektphilosophie.

Doch im Unterschied zur Tradition konzipiert Dewey diese Stellungnahme des Individuums zur Erfahrung nicht als eine *theoretische* Einsicht, sondern als eine *praktische* Festlegung.⁶ Das Selbst *verhält* sich zu sich selbst als jemand, der oder die diese Möglichkeiten hat. Dieses Postulat der Subjektivität hat die Struktur einer Wette, denn behauptet wird ja nur die *Möglichkeit* einer kontrollierten Einflusnahme. Diese Behauptung eines Einflusses muss sich – im Zusammenspiel mit den faktischen Verhältnissen – immer noch erst bewähren. Dieses Bewusstsein der eigenen Möglichkeiten, das immer auf die Zukunft gerichtet bleibt, ist in pragmatistischer Perspektive eben jenes reflexive Selbstbewusstsein, auf das die Tradition der Subjektphilosophie mit den falschen Mitteln zielt.

Die subjektive Festlegung der Erfahrung, und damit das durch sie konstituierte Selbstverständnis, ist *konstitutiv* offen und riskant: Das Individuum ist ein Selbst, nur indem es sich zu sich selbst als etwas verhält, das *in der Zukunft* dieses und jenes vermag. Das Individuum bindet sich an Erfahrungen, über deren Verlauf es nicht mit Gewissheit bestimmen kann. Seine Identifikation ist ein Akt der Übernahme von Verantwortung, wie Dewey schreibt:

Wer ganz betont sagt: ‚Ich denke, glaube, wünsche‘, statt lediglich ‚Es wird gedacht, geglaubt, gewünscht‘, akzeptiert und behauptet eine Verantwortung und meldet einen Anspruch an. Es bedeutet nicht, daß das Selbst die Quelle oder der Urheber des Gedankens und der Affektion oder ihr exklusiver Sitz ist. Es bedeutet, daß das Selbst, als eine zentrierte Organisation von Energien, sich selbst mit einer Überzeugung oder einem Gefühl identifiziert, die unabhängigen und äußerlichen Ursprungs sind. (EN 180, dt. Ausg. 226, Übersetzung mod. J. V.)

Subjektivierung, wie Dewey sie begreift, besteht also darin, Verantwortung für etwas zu übernehmen, was in seinem Ursprung gar nicht eindeutig als das „Eigene“ identifizierbar ist. Es ist ein performativer „Akt der Adoption“ (EN 180, dt. 227), in dem das Eigene sich infolge dieser Übernahme der Verantwortung erst

⁶ Diese Logik der Reflexion als Selbstfestlegung hat zuletzt vor allem Georg Bertram mit Verweis auf Hegel herausgearbeitet. Bertram, 2014, S. 79 – 89.

als das Eigene konstituiert. So bildet sich die Grenze zwischen Selbst und Welt in einem Akt neu, der wesentlich auch imaginativ ist: Das Individuum entwirft sich als eine Person, die dieses und jenes vermag, als „Werkzeug der Werkzeuge“ (EN 189, dt. 239), als ein Subjekt von Fähigkeiten. Dieser Entwurf bestimmt dann, was in den Bereich der genuinen Selbstregulierung fällt und was als Widerfahrnis gilt.

Eine solche subjektivierende (und damit zugleich objektivierende) Übernahme der Verantwortung ist immer eine Vereinfachung. Sie zieht eine Grenze zwischen Selbst und Welt, die der multikausalen Natur des Wandels nie gerecht werden kann. Daher ist diese Grenze instabil. Immer wieder wird es nötig sein, die Grenze zwischen Selbst und Welt neu zu ziehen; Dewey spricht hier von einer „Dialektik‘ des Allgemeinen und des Individuellen“, von einer ständigen „Oszillation zwischen der Hingabe an das Äußere und der Behauptung des Inneren“ (EN 188, dt. 237).⁷ Selbstverständnisse können dysfunktional werden, oder die natürlichen und kulturellen Umstände können neue Formen der Handlungsregulation eröffnen, und damit neue Weisen, sich als ‚Selbst‘ zu betrachten.

Dennoch hält Dewey die moderne Unterscheidung von Selbst und Welt, von Subjekt und Objekt, für eine echte kulturelle Errungenschaft. Die Erfahrung, dass die Welt uns Widerstände bietet, ist universell; vielfältig sind dagegen die von unterschiedlichen Kulturen und Epochen entwickelten Möglichkeiten, diese Erfahrung reflexiv zu verarbeiten. So sieht Dewey etwa im „indischen Denken“ (EN 184, dt. 232) den Vorschlag, in Reaktion auf die unvermeidliche Erfahrung der Frustration alles subjektive Streben und Begehren abzuwerten. Die modern-zeitliche Deutung habe dagegen den Vorteil, dass sie die *relationale Struktur* der Erfahrung zu Bewusstsein bringt. Es wird deutlich, dass die Umstände und der subjektive Erfahrungsraum nicht voneinander isoliert werden können, dass also beide Seiten voneinander abhängen.

Die „Wahrheit in der Übertreibung des Subjektivismus“ (EN 189, dt. 238) ist somit, dass das Selbst als ein *wirkender* Faktor der Praxis in den Blick rückt. Dies gilt, was Dewey am Beispiel der Ökonomie deutlich macht, für die Analyse von realen Prozessen: Solche Analysen bleiben unvollständig, wenn nicht auch die subjektiven Faktoren „wie Anreize, Wünsche, Müdigkeit, Monotonie, Gewohnheit“ (EN 182, dt. 230) berücksichtigt werden. Doch wichtiger noch ist das aufklärerische Potenzial der Selbstreflexion. Denn sobald akzeptiert wird, dass die Erfahrung auch *von einem selbst* abhängt, wird die eigene subjektive Konstitution (die Persönlichkeit, die Fähigkeiten, das Selbst) zu einem unverzichtbaren Teil der

⁷ Dewey setzt die „Dialektik“ in dem Zitat in Anführungszeichen, wohl um sich von Hegels Begriff der Dialektik abzugrenzen. Es ist aber unklar, worin genau die Abgrenzung besteht. Deweys frühere Vorlesungen zu Hegel, zumindest heben genau jene Momente bei Hegel hervor, die hier an Deweys Text rekonstruiert wurden. Shook & Good, 2010.

Reflexion auf die Welt. Die Welt ist nicht mehr unmittelbar gegeben, sondern kann nur *in Relation* zu einem selbst verstanden werden.

Erst mit diesem Verständnis wird die riskante Struktur der Subjektivierung vollständig ausgelebt. Jetzt muss das Selbst sich *als* Selbst zur Welt verhalten. Es kann nicht nur auf die Umstände reflektieren, sondern muss auch sein Verhältnis zu den Umständen einbeziehen – und damit bereit sein, sich selbst zu ändern.⁸ In der recht verstandenen Praxis des Denkens, so Deweys Auffassung, investiert das Selbst seine Vorstellungen, Kräfte und Neigungen und setzt sie dem Risiko des Wandels aus. Erst dadurch öffnet sich eine dritte Option jenseits der schlechten Alternative, sich vor den Widrigkeiten der Welt in die Innerlichkeit zurück zu ziehen, oder aber das Problem nur mit Gewalt aufzulösen, durch reine Kraft und Selbstbehauptung. Dieser dritte Weg setzt jedoch die hier skizzierte performative Stellungnahme des Selbst voraus. Indem das Individuum seine Erfahrungen subjektiviert und sich reflexiv zu dieser Subjektivität zu verhalten lernt, kann es an den Widerständen der Welt *wachsen*, anstatt sich ihnen zu ergeben. Nur in einer solchen wechselseitigen Veränderung, die Welt und Selbst umgreift, ist für Dewey eine echte Entwicklung zu haben: „Denn bei einer neuen Wahrheit und Vision anzulangen heißt, sich zu ändern“ (EN 189, dt. 238).

Literatur

- Bernstein, R. J. 2010: *The Pragmatic Turn*, Cambridge
- Bertram, G. W. 2014: *Kunst als menschliche Praxis eine Ästhetik*, Berlin
- Colapietro, V. M. 1990: „The Vanishing Subject of Contemporary Siscourse: A Pragmatic Response“, in: *Journal of Philosophy*, Vol. 87, No. 11, Eighty-Seventh Annual Meeting American Philosophical Association, Eastern Division (Nov., 1990), 644–655
- Hegel, G. W. F. ¹1993: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a. M.
- Jung, M. 2014: *Gewöhnliche Erfahrung*, Tübingen
- Menke, C. 2010: „Subjektivität“, in: Barck, K.; Fontius, M. et al. (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden.*, Bd. 5
- Nagl, L. ¹1992: *Charles Sanders Peirce*, Reihe Campus, Frankfurt a. M./New York, Bibliographie und Literaturverzeichnis, 161–169
- Peirce, C. S. 1992: „The Fixation of Belief“, in: Houser, N.; Kloesel, C. J. W. (eds.): *The Essential Peirce I. 1867–1893: Selected Philosophical Writings*, Vol. 1, Bloomington/Indianapolis, 109–124
- Sedgwick, S. S. ¹2012: *Hegel's critique of Kant: from dichotomy to identity*, Oxford

⁸ Aristoteles' *Nikomachische Ethik*, die darauf beharrt, das man auch für seinen Charakter (und damit für seine Handlungsdispositionen) verantwortlich gemacht werden kann, trägt somit genau moderne Züge – freilich in den Rahmen einer vormodernen Kosmologie, die es verhindert, dass diese Ethik der Praxis auch auf die Theorie des Erkennens ausgeweitet wird.

Shook, J.R.; Good, J.A. ¹2010: John Dewey's philosophy of spirit: with the 1897 lecture on Hegel, New York

Taylor, C. 1988: „Bedeutungstheorien“, in: Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus, Frankfurt a. M., 52 – 117

Wirth, U. 2003: „Die Phantasie des Neuen als Abduktion“, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Jg. 77 (Dezember 2003), Heft 4, 591– 618

Alkemeyer, T.; Gelhard, A.; Ricken, N. (Hrsg.) 2013: Techniken der Subjektivierung, Paderborn

